

Wolfgang Frühwald

Der „letzte Romantiker“

|| Zum 150. Todestag Joseph von Eichendorffs

Joseph Freiherr von Eichendorff (1788–1857) war von Beruf Jurist. Er arbeitete nach anstrengenden, nicht bezahlten Referendarjahren als Regierungs- und Oberpräsidialrat beim Oberpräsidium in West- und Ostpreußen, an der Schneelinie, wie er die Lage von Königsberg nannte, dann als Regierungsrat und schließlich als Geheimer Regierungsrat im preußischen Kultusministerium in Berlin. Bezieht man die Studentenzeit (seit 1804) mit ein, ist der Kernbestand seines poetischen Werkes gleichsam nebenher entstanden: neben einer Ausbildung, bei der studiert wurde, als ob alle Tage Karfreitag wäre, neben dem öden und anstrengenden Kriegsdienst in den Befreiungskriegen (1813 bis 1815), neben der Tätigkeit in den preußischen Verwaltungen (1816 bis 1844).

Ein Poet im Staatsdienst

Eichendorff war ein Poet im Staatsdienst. Noch Bismarck hat sich darüber mokiert, weil ihm der Verfasser erinnerungsselliger Lieder, der Postkutschenromantik und der studentischen Freiheitsliebe einer längst vergangenen Zeit anzugehören schien, als er 1851 dessen Gedichte entdeckte. Aber nicht die Poesie hat Eichendorff die Karriere verdorben. Diese galt in den ersten Jahren seines Berufslebens sogar als förderlich, weil sie auf Ideenreichtum und Phantasie des Beamten zu verweisen schien, sondern eher das Faktum, daß er in den Umkreis der provinzial-ständischen Opposition gegen die preußische Zentralverwaltung gehörte und zudem in einem dezidiert protestantischen Staat Katholik war.

Die Eichendorffs aus dem schlesischen Lubowitz, in der Nähe von Ratibor, kamen sich immer vor wie eine Beute der Schlesischen Kriege, da Friedrich II. von Preußen (1742) der österreichischen Kaiserin Maria Theresia den größten Teil Schlesiens entrissen und damit auch das zu etwa 90 Prozent katholische Oberschlesien zu einem Teil seines Staatsverbandes gemacht hatte. Die Großeltern Eichendorffs waren noch österreichische Edelleute und konnten (mit Ausnahme des früh gestorbenen Großvaters auf väterlicher Seite) dem Enkel von den Zeiten „ihrer“ Kaiserin erzählen. Auch war Eichendorff, zusammen mit seinem Bruder Wilhelm, der 1849 kinderlos starb, Erbe des Gutes Sedlnitz im österreichisch gebliebenen

Mähren, das wegen seiner besonderen Rechtsform aus dem Totalverlust der Eichendorffschen Güter (1823) gerettet werden konnte. Dietmar Stutzer hat belegt, daß „der gesamte Reinertrag von Sedlnitz bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts ... dem Beamtengehalt des Dichters im preußischen Staatsdienst entsprach“.

Auch wenn nach Walter Schlesingers Ansicht „der schlesische Katholizismus vom protestantischen Staate der Hohenzollern in keiner Weise benachteiligt wurde“, hielt sich doch im 19. Jahrhundert hartnäckig das Gerücht, daß Katholiken bei den schlesischen Regierungen und Kammern nur in minderrangigen Stellungen (mit bis zu 300 Talern Gehalt) beschäftigt wurden. In dieser Form läßt sich das Gerücht aus den Akten zwar nicht belegen, doch ist die viel gerühmte „schlesische Toleranz“, ebenso wie die preußische Parität (der Konfessionen), in der Praxis nicht so angekommen, wie sie in der Theorie entworfen war. In den östlichen Provinzen Preußens wurden die Polen, die Juden und die Katholiken gemeinsam einer Gruppe von Bürgern zugeordnet, die von leitenden Staatsstellen möglichst fern zu halten war.

Nicht erst für den Zentrumsabgeordneten Karl Trimborn roch es (1913) zum Erstaunen des zuständigen Ministers im preußischen Innenministerium nach „Konsistorium“. Die Parität stand, auch als sie in einer Verfassung festgeschrieben war, nur auf dem Papier. So empfanden dies jedenfalls die Katholiken in den preußischen Provinzen. Helmut Neubach hat belegt, daß Preußen nach 1815 zwar fünf Provinzen mit überwiegend katholischer Bevölkerung besaß, doch im ganzen 19. Jahrhundert lediglich drei katholische Oberpräsidenten zählte, davon zwei in Westfalen und einen in Posen. Noch 1910 befanden sich „unter den 61 Landräten (in der Provinz Schlesien) lediglich drei katholische und diese drei amtierten im Regierungsbezirk Oppeln“, wo Protestanten kaum zu finden waren. In der preußischen Verwaltung herrschte bis 1918 „konfessionelle Imparität“.

Joseph von Eichendorff, der von seinem Chef in der Provinz Preußen, dem Oberpräsidenten Heinrich Theodor von Schön, in jeder Weise protegiert wurde, galt als ein liberaler Katholik, der dem politischen Ultramontanismus und dem fideistischen Traditionalismus des 19. Jahrhunderts fern stand. Trotzdem wurden seine Amtsgeschäfte in der Provinzialverwaltung ebenso wie später in der Berliner Zentralverwaltung auf die katholischen Kultusangelegenheiten beschränkt, oder er wurde gar nur als „Mädchen für alles“ verwendet. Nur den Zeitumständen hatte er es zu verdanken, daß zu seinem Geschäftsbereich (1823) immerhin die Betreuung der (bis zu ihrer Konversion) katholischen Frau des preußischen Kronprinzen, der Prinzessin Elisabeth von Bayern, und (1842) der Weiterbau des Kölner Doms gehörten. Erst als man ihn ins Zensurwesen abschieben wollte, ist Eichendorff mit 56 Jahren auf eigenen Wunsch vorzeitig aus dem Dienst ausgeschieden.

Es kam viel zusammen, um ihm den preußischen Staatsdienst zu verleiden: die Eingrenzung auf die wenig angesehenen katholischen Kultusangelegenheiten; die stets widerrufbare Beschäftigung in Berlin auf Diätenbasis, weil er (seiner Familie

wegen) ohne Versetzungsbescheid, nur mit Wissen und Willen seines Oberpräsidenten, doch gegen den Willen der zuständigen Ministerien, mit der Familie nach Berlin umgezogen war; seine Konfession, die vor allem wegen der mächtigen, in Österreich, Bayern und in den preußischen Westprovinzen kämpferisch auftretenden Katholischen Bewegung in Preußen mit Mißtrauen gesehen wurde. Seine Bewerbungen in die (mehrheitlich katholische) Rheinprovinz nach Koblenz (1827) und in das Bayern König Ludwigs I. (1828) scheiterten.

Seine Vorstellung eines Reformbeamtentums, das in der Gesamtheit der Beamten des preußischen Staates ein Organ der Bindung des Volkes an den Monarchen, eine Art von Beamtenparlament, sehen wollte und deshalb eine geschriebene Verfassung als ein Zeichen mangelnder Treue ablehnte, wurde von beiden Antipoden, der revolutionären Partei der Demokraten wie von der reaktionären Hofpartei, entschieden abgelehnt. Seine aus den Freiheitskriegen herrührende Begeisterung für einen deutschen Gesamtstaat, der deutlich großdeutsch orientiert war, geriet mit der kleindeutschen Realpolitik in Preußen in Konflikt. Schließlich hatten die Brüder Eichendorff in Wien studiert, von wo aus Joseph 1813 nach Breslau aufgebrochen war, um sich bei den Lützower Jägern zum Kriegsdienst zu melden, während sein Bruder Wilhelm in den österreichischen Staatsdienst eingetreten ist. Trotz all dieser Hindernisse und Schwierigkeiten ist Joseph von Eichendorff, nachdem er 1844 in Ehren mit einem für das sparsame Preußen ansehnlichen Ruhestandsgehalt in Pension entlassen wurde, längere Zeit orientierungslos gewesen und hat seine Freunde gebeten, ihm eine Arbeit zu erfinden.

Der Dichter im Weltanschauungskampf

Von nun an ist Eichendorff immer stärker ins Fahrwasser der Katholischen Bewegung geraten, hat zunächst versucht, mit einer Übersetzung von geistlichen Spielen Calderons der literarisch-freigeistigen und realistischen Tendenz zeitgenössischer Literatur zu widerstreiten, und ist schließlich (als Mitarbeiter der „Historisch-politischen Blätter“) zu einem Mitglied jener „katholischen Propaganda“ geworden, die von Metternich als ein wirksames Instrument gegen das Vormachtsstreben Preußens ebenso wie gegen die demokratische Revolutionspartei verwendet wurde. In den literaturpolemischen Schriften, die Eichendorff nun, unter dem Einfluß von Metternichs Berater Carl Ernst Jarcke, verfaßte, trat er als Gegenspieler der protestantischen Literaturgeschichtsschreibung (Johann Heinrich Gelzer, Georg Gottfried Gervinus und August Vilmar) auf, aber auch als Gegner des hegelianischen Manifestes „Der Protestantismus und die Romantik“, das Ernst Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge 1839/40 in den „Hallischen Jahrbüchern“ veröffentlicht hatten.

Er mischte sich, von Amtsrücksichten befreit, zum Erstaunen der Zeitgenossen mit kräftigem und parteilichem Tonfall in die Weltanschauungskämpfe des Tages

ein und wurde entsprechend kritisiert. Insbesondere Friedrich Theodor Vischer, der hegelianisch gesinnte Professor für Ästhetik und Literaturgeschichte an der Universität Tübingen, machte in Eichendorff wegen seines Buchs „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ (1847) einen „literarischen Sonderbündler“ aus und wies ihn auf das Schlachtfeld bei Gislikon. Dort hatte (im letzten Krieg der modernen Schweiz) am 23. November 1847 das Heer der Mehrheitskantone die Truppen des katholischen „Sonderbundes“ besiegt.

So endete die poetisch-literarische Laufbahn eines Lyrikers, der mit leisen Tönen und mit Bildern innerer Landschaften, mit kunstvoll montierten Stereotypen der Volksliteratur und mit autopoetischen Erzählungen die großen Komponisten seiner Zeit und von Theodor Fontane bis Thomas Mann auch die Epiker des 19. und 20. Jahrhunderts verzauberte, kämpferisch und waffenklirrend. „Eine gründliche Kritik der Romantik ist in diesen letzten Tagen geschrieben worden, geschrieben mit Bajonetten und wohlgezielten Kugeln wackerer Schützen“, heißt es in Vischers Rezension, „belegt mit den schlagenden Gründen des Kanonendonners. Sie hatte es nicht anders gewollt, sie selbst hatte sie herausgefordert, diese ultima ratio, die für sie freilich die unica war.“

Ausgerechnet Eichendorff, dessen Glaube den skeptischen Unterton nie verloren, der die Sehnsucht nach einer ewigen Heimat des Menschen mit jenem lyrischen „als ob“ umschrieben hat, das den Konjunktiv gebrauchte und vor dem sicheren Indikativ oder gar dem dogmatischen Imperativ zurückscheute, geriet am Ende seines Lebens in die Auseinandersetzung um eine ausschließlich politisch verstandene Romantik, die in seiner Poesie keine Basis hat. Er hat sich dieser Auseinandersetzung gestellt und im Entwurf seiner Erinnerungen im Rückblick sogar sein ganzes Leben jenem großen Konflikt der Zeit unterstellt, in dem die Revolution nicht als Ereignis, sondern als ein politisches Prinzip zu erkennen war, in dem Bewahrung und Zerstörung gegeneinander angetreten waren: „Ich bin mit der Revolution geboren, der politischen wie der geistigen, literarischen und die letztere habe ich mitgemacht.“

„Mondnacht“

Das berühmteste seiner „Als-ob-Lieder“ ist wohl jenes „Mondnacht“ überschriebene Gedicht, in dem zwei Konjunktivstrophen die eine scheinbar landschaftlich-realistische Indikativstrophe umarmen. Ein alter Mythos, die Hochzeit des Himmels mit der Erde, wird darin besungen. Der Himmel (Uranos) küßt seine Braut (Gaia), die der Umarmung in einer zarten Bewegung der Luft, im nächtlichen Wind entgegenkommt, der über Felder und Baumwipfel zum sternklaren Himmel steigt. So bildet das ganze Gedicht in seiner künstlerischen Gestalt ab, wovon es spricht,

und dem in der Brautnacht von Himmel und Erde erweckten Herzen ist es, als würde es von der nunmehr erlösten Natur in diese Vereinigung aufgenommen, als bekäme die Seele Flügel, um in eine ewige Heimat zu fliegen. Mit einem mächtigen epischen „und“ beginnt die dritte Strophe, die Eichendorff schon im ersten Entwurf ohne Korrekturen in einem Federzug niedergeschrieben hat:

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Auch ohne Robert Schumanns kongeniale Vertonung im Ohr klingt dieses Lied (wie Theodor W. Adorno gesagt hat), „als wäre es mit dem Bogenstrich gespielt“. In kaum einem Gedicht der Romantik ist deren Grundgefühl eindringlicher und sinnenhafter zum Ausdruck gebracht als in diesen wenigen Versen: das nicht zu stillende Heimweh nach einem Zustand ohne den Schmerz der Trennung und der immerwährenden Abschiede. Eichendorff dringt mit solchen Sprachmelodien, montiert aus wenigen alten Bildern, tief in das Geheimnis des Lebens ein und erkennt Trennung als den Zustand der Moderne. Sie wird aufgehoben im Augenblick der Illusion, im ästhetischen Moment des Gedichts, das in diesem Moment weit über sich hinausweist in einen Raum der Hoffnung.

Erinnerungsbilder und neue Zeit

Als Joseph von Eichendorff am 10. März 1788 am Ufer der Oder geboren wurde, sah man in Schlesien die Blitze der Revolution, die in Frankreich schon zündeten, erst wie ein fernes Wetterleuchten am Horizont. In Lubowitz, der von Eichendorff zeitlebens betrauten Heimat, soll man am Ende des 18. Jahrhunderts gelebt haben „wie im ewigen Leben“. Die Güter des schlesischen Adels lagen inselartig abgeschieden inmitten großer und unwegsamer Wälder. Die jährliche Oderüberschwemmung hat die Erfahrung des Inseldaseins noch verstärkt. „Die fernen

blauen Berge über den Waldesgipfeln“, schrieb Eichendorff in seinen Memoirenfragmenten, „waren damals wirklich noch ein unerreichbarer Gegenstand der Sehnsucht und Neugier, das Leben der großen Welt, von der wohl zuweilen die Zeitungen Nachricht brachten, erschien wie ein wunderbares Märchen.“

Als Eichendorff später den Romantikern Joseph Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, Friedrich und Dorothea Schlegel begegnete, die soeben mit Genie die Vergangenheit (tief zurück bis in das prähistorische Dunkel der Sagen und Mythen) als einen erinnerten Teil der Gegenwart wieder entdeckten, gelang es ihm, die Erfahrung der verlorenen Heimat mit dieser intellektuell wie emotional eingreifenden Bewegung zu verbinden und somit poetisch zu erschließen, was unter dem Andrang eines rationalen Zeitalters lange verschüttet lag: Erinnerung und Gedächtnis. Adorno hat diese (nahezu unbewußt vollbrachte) Leistung des Dichters in seinem großen Essay zu Eichendorffs 100. Todestag mit einem Wort Kierkegaards charakterisiert. Demnach hat die Romantik „an jedem Erlebnis die Taufe der Vergessenheit vollzogen und es der Ewigkeit der Erinnerung geweiht. ... Erst die abgeschiedenen Worte sind, von Eichendorffs Munde gesprochen, zur Natur zurückgekehrt, erst die Trauer um den verlorenen Augenblick hat errettet, was der lebendige bis heute stets wieder versäumte.“

Erinnerung und Gedächtnis schenken der stark bildhaft und chiffrenartig angelegten Lyrik Eichendorffs ein realistisches Element. In all den über sich hinausweisenden Erinnerungen ist auch Lubowitz gegenwärtig, das abgebrannte Schloß Tost, die Konviktszeit in Breslau, die „poetisch rohe“ Studentenzeit in Halle und Heidelberg, die Begegnung mit Johann Wolfgang von Goethe und Christiane Vulpius in dem von Studenten bevölkerten neuen Theater in Bad Lauchstädt, die nur scheinbar poetische Freiheitsbegeisterung im Lützower Freikorps und in der preußischen Landwehr. Dort diente Eichendorff zwar als Leutnant, aber nur bei der Infanterie, weil dem verarmten schlesischen Baron das Geld fehlte, um sich ein Pferd, Waffen und die Uniform der Kavallerie zu beschaffen.

Als Joseph von Eichendorff in enger und naher Freundschaft mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm in Lubowitz heranwuchs, waren die Ufer der Oder noch von dichten Eichenwäldern gesäumt, verloren sich die Grenzen zwischen Germania und Slawia in der Einsamkeit der grenzsetzenden Wälder. In die agrarisch strukturierte Welt der schlesischen Gutsbesitzer aber brach in der letzten Dekade des 18. Jahrhunderts die moderne Zeit mit Industriespekulation und der Erschließung großer Steinkohlelager ein, so daß die Wälder – die Eichenwälder zuerst – dem vermehrten Energiebedarf zum Opfer fielen. Joseph von Eichendorff ist aufgewachsen in einer Zeit gewaltiger Rodungen, vergleichbar denen des 12. Jahrhunderts, die Walther von der Vogelweide besungen hat.

Die Wälder, in Eichendorffs Poesie Sinnbild für Freiheit und Wanderschaft, für Sehnsucht nach der Ferne, für Einsamkeit und Irrung, sind Erinnerungsbilder, nichts sonst. Sie waren längst gerodet und devastiert, als die Menschen in Eichen-

dorffs Gedichten von ihnen lasen und noch einmal jener „alten schönen Zeit“ begegneten, die vor dem revolutionären Epochenbruch lag und zugleich so viel mehr erinnerte als das „Ancien régime“, nämlich eine Ahnung von Ewigkeit:

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Der familiäre Hintergrund

Adolf von Eichendorff, der Vater Josephs, hat mit Gütern und den zugehörigen Forsten tatsächlich wie mit Pferden gehandelt, er hat gekauft und verkauft, riesige Spekulationsgewinne erzielt und letztlich alles verloren. 1801 berichtet Eichendorffs Tagebuch von einer für die Kinder erschreckenden Ohnmacht der Mutter. Das war, als sie einen Brief des Vaters erhalten hatte, der vor seinen Gläubigern auf die Flucht gegangen war: „Ich habe niemandem was getan, nur bezahlen kann ich nicht. Gott, meine Kinderle, wenn ich daran gedenke, so blutet mir das Herze.“

Karoline von Eichendorff hat sich rasch von ihrer Ohnmacht erholt. Mit der ihr eigenen Entschlossenheit hat sie die Zukunft der Kinder gesichert und ihre Söhne schon im Oktober dieses Jahres nach Breslau ins Internat gebracht, wo ihre Ausbildung begann. Diese endete sieben Jahre später, in Wien (1812), mit dem Bestehen der ersten juristischen Examina, für Joseph von Eichendorff erst 1819 mit dem Assessorexamen.

In dieser Zeit hatte er schon (protegiert von Dorothea Schlegel und Friedrich de la Motte Fouqué) seinen ersten Roman „Ahnung und Gegenwart“ (1812/1815) fertiggestellt. Er hatte frühe Erzählungen und Gedichte geschrieben, ohne sich der Illusion hinzugeben, vom Schreiben leben zu können. Er wollte von Anfang an das poetische Talent, das er nicht nur als befreiend, sondern auch als bedrohlich empfand, in einem bürgerlichen Beruf befestigen und hat deshalb beide Talente, das des sorgfältigen und ideenreichen Administrators und das des Dichters nebeneinander gefördert. An Graf Otto von Loeben schrieb er 1814, er könne sein „poetisches Talent nicht als so entschieden und (sich) und der Welt genügend betrachten, um (sich) zu einer Ausschließung von aller anderen tüchtigen Arbeit zu berechtigen“.

Die Mutter Joseph von Eichendorffs hat verzweifelt versucht, den riesigen Schuldenberg, den ihr Mann aufgehäuft hatte, durch eine reiche Heirat der Söhne abzutragen. Diese aber haben sich den Plänen der Mutter verweigert – Joseph offenkundig mit stürmischem Temperament. Am 7. April 1815 heiratete er in Berlin die wenig begüterte Tochter eines schlesischen Nachbarn, Luise von Larisch. Fünf Monate später kam sein erster Sohn, Hermann, in Berlin zur Welt. Karoline von Ei-

chendorff aber hat – auch dies wurde von Dietmar Stutzer belegt – eine Lücke im Gesetz ausgenutzt, wonach der Schuldner seinen Gläubigern nur mit Grund und Boden, nicht jedoch mit dem haftete, was darauf wuchs, und den Summiner Forst abholzen lassen, um ihre Privatschulden zu bezahlen. 1823 kam das Gut Lubowitz unter den Hammer, die Heimat war für Eichendorff auf immer verloren:

Gedenkst Du noch des Gartens
Und Schlosses über'm Wald.
Des träumenden Erwartens:
Ob's denn nicht Frühling bald?

Eichendorffs Gedichte der Erinnerung, die von einem idealisierten Bild des Gutes Lubowitz ausgehen, vom Leben in den Wäldern der schlesischen Heimat, richten sich in einem solchen „Gedenkst Du noch“ oftmals an den Bruder Wilhelm, mit dem er bis zum Aufbruch in den Krieg (1813) alle Freuden und Entbehrungen geteilt hat. Wilhelm hat sein poetisches Talent im österreichischen Staatsdienst verloren, Joseph hat es im preußischen Staatsdienst erst entfaltet.

Poesie in prosaischer Zeit

Doch weil „Brüderlichkeit“ eines der Hauptthemen dieser Lyrik und dieser Prosa ist, geschah mit der Entdeckung von Erinnerung nicht nur die Herstellung von „Zeittiefe“, sondern zugleich die Verwandlung (und Bewahrung) von Gesten und Lebensformen der vorrevolutionären Zeit in Poesie.

Zu diesen nun entschwindenden, von Eichendorff poetisch bewahrten Lebensformen gehört zum Beispiel die Gemeinschaft, welche durch die Reise um der Reise willen, durch den langen gemeinsamen Wanderweg geschaffen wurde, durch eine „Sozietät“, die noch zu Lebzeiten Eichendorffs durch den „fliegenden Salon“, wie er die Eisenbahn nannte, aufgehoben wurde; dazu gehörte ein geradezu zum Kunstwerk gestalteter Freundschaftskult, der sich im „herzbrüderlichen“ Verhältnis dokumentierte; dazu gehörte auch das Eigenleben der Studenten, ihre Sitten, Gebräuche und ihre Sprache, das in den absolutistischen Kleinstaaten des alten Reichs als eine Insel der Freiheit, als eine einzige lange „Vakanz“ zwischen der autoritären Schule und den Zwängen des Berufslebens erlebt und gelebt wurde; dazu gehörten die künstlichen und die natürlichen Landschaften der Kindheit, die aussterbenden Wirtschaftsformen des „ganzen Hauses“, die geliebte „Poesie“ der Freikorps im Kampf gegen Napoleon.

Die Zeit (und mit ihr Eichendorff) suchte den poetischen Menschen, nicht nur dessen Abglanz, die geschriebene Poesie. Seinem phantasielosen König hat damals August Neithardt von Gneisenau in einem Aktenvermerk ins Stammbuch geschrieben, daß „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend ...

nichts anderes (seien) als Poesie. Keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung.“ Auf diese Art der Poesie sei „die Sicherheit der Throne gegründet“.

Die romantischen Dichter wollten mit ihrer Poesie unerkannt eingehen in das Liedgut des Volkes. Eichendorff ist dies zumindest mit einem seiner Lieder gelungen, „dem man (nach seinen eigenen Worten) vielfach die Ehre angetan, es für ein Volkslied zu halten“. Es imitierte den von Arnim und Brentano konstruierten Volksliedton so perfekt, daß es von einem der alten oder einem der restaurierten Lieder in „Des Knaben Wunderhorn“ nicht zu unterscheiden war. Mit einer einfachen Melodie, die in Friedrich Silchers Fassung für Männerchor weit verbreitet war, wird es bis heute gesungen:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnt hat.

...

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will –
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Die romantische Sehnsucht, anonym in das Liedgut des Volkes aufgenommen zu werden, war ein verspäteter Wunsch, denn die Spinnstubenlieder starben um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert aus, die Lieder der Handwerker, der Bauern, die Wanderlieder der Gesellen veränderten sich im Zeitalter von Technik und Industrie mit dem Wandel der Arbeitsformen und des Reisens. Eichendorffs Lieder zogen sich gleichsam in das Liedgut der Studenten und unterschiedlicher Jugendbewegungen zurück, wurden aber vor allem durch das deutsche Konzertlied, das nun die gebildete Welt faszinierte, in alle Welt verbreitet. Es falle nicht schwer, meinte Eckart Busse, „für die beiden letzten Drittel des 19. Jahrhunderts weit über 5000 Eichendorff-Vertonungen nachzuweisen, wenn alle VokalGattungen einbezogen werden“.

Mit Robert Schumann, der schon 1840 zwölf Eichendorff-Lieder vertont hatte, und mit dessen Frau Clara Wieck ist Eichendorff in Wien 1847 mehrfach zusammengetroffen. Clara Wieck notierte in ihr Tagebuch, daß Eichendorff ihr gesagt habe, „Robert habe seinen Liedern erst Leben gegeben, ich erwiderte aber, daß seine Lieder erst der Komposition das Leben gegeben“. Felix Mendelssohn-Bartholdy hat sich sogar für seinen Grabstein einen Spruch Eichendorffs ausgesucht; er, Franz Schubert, Johannes Brahms, Hugo Wolf und Hans Pfitzner gehören zu den bekanntesten Komponisten, durch deren Musik die Lieder dieses letzten und verspäteten Romantikers in allen Gattungen der Vokalmusik, vom einstimmigen Klavierlied bis zum vierstimmigen Männerchor, abgewandelt und populär wurden.

Eichendorff – ein verspäteter Romantiker

Daß er ein Mensch später Zeiten war, überall um ein Haar zu spät gekommen ist, hat Eichendorff selbstironisch als das Schicksal seines Lebens beschrieben. Er hat den Beginn seiner (Fragment gebliebenen) Erzählung „Unstern“ als ein Gegenbild zu dem glücksstolzen Beginn von Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ gestaltet. Doch vielleicht ist ihm gerade wegen dieses „zu spät“ eine ganze Reihe jener Glücksfiguren gelungen, die in der deutschen Literatur selten sind, die auch Goethe nur in der Selbstbeschreibung, nicht in seinem poetischen Œuvre gelungen sind.

Eichendorffs Unstern, sein Taugenichts, Klarinett aus der Novelle „Die Glücksritter“ (1841) gehören zum Orden derer, denen das Leben gelingt, eben weil es im bürgerlichen Sinn zu mißlingen scheint, welche die Liebe finden und in ihr das bescheidene Glück. Die glückliche Konstellation der Sterne „am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf“ hat Goethe zu Beginn von „Dichtung und Wahrheit“ beschrieben. Sie hat über seinem Leben geleuchtet und sich der Kraft von des Mondes Gegenschein widersetzt. Unsterns Geburt scheint sich zunächst ähnlich zu vollziehen. Dann aber wirft die Hebamme in der Hitze der Arbeit eine weiße Windel aus dem Fenster und die drunten wartenden Bediensteten halten dies für das verabredete Zeichen der glücklich vollendeten Geburt:

„Daniel (löste) unverzüglich den ersten Böller, der Organist mit dem Tusch gleich hinterdrein, darüber aber erschrak meine Mutter dergestalt, daß sie plötzlich in eine Ohnmacht fiel. Nun donnerte draußen unaufhaltsam Böller auf Böller, die Trompeten schmetterten, die Schloßuhr schlug ganz verwirrt Zwölfe dazwischen – alles umsonst: die Riechfläschchen für meine Mutter waren nicht so schnell herbeigeschafft, die Konstellation trotz der vortrefflichen Aspekten, war verpaßt, ich wurde grade um anderthalb Minuten zu spät geboren.“

Es sei dies eine lumpige Spanne Zeit, meint der Erzähler, „und doch holt sie keiner wieder ein, das Glück ist einmal im Vorsprung, er im Nachtrab“. So macht er die brilliantesten Partien nicht, bekommt keinen Lorbeerkranz im „Morgenblatt für gebildete Stände“, keine „Orden mit Eichenlaub, Bändern und Schleifen wie ein Festochs“, aber er begegnet der Heimat noch einmal und in ihr der verlorenen Geliebten und geht getröstet nach Ostindien, um friedlich und einsam mit Büchern auf einer wüsten Insel zu leben.

Eine Robinsonade also hat Eichendorff (um 1836/38) geplant, die Geschichte eines „Versagers“, dem „Fortunas Haarzopf im letzten Moment wieder entwischt“ und der doch sein Lachen darüber nicht verliert. Der Erfolg seiner Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“ (1826) hat ihn wohl dazu verleitet, im gleichen Genre, der erzählerischen Idylle oder des komischen Romans, sich noch einmal zu versuchen und die Heiterkeit des poetischen Menschen zu beschreiben, dem es gelingt, sich vor den Wirren der Welt auf die Insel der Phantasie zu retten, auf der es ist, als sei das verlorene Paradies wieder geöffnet. Dabei ist bemerkenswert, daß Eichendorff den Taugenichts

zunächst als eine tragische Figur, als einen Troubadour angelegt hat, zu dessen Charakterisierung es gehört, daß sich die von ihm gesungene „Minne“ *nicht* erfüllt. Erst im Lauf der Textarbeit wird aus dem unbeschwerten Sohn des Müllers ein Glückskind, die Figuration der Poesie, in deren erträumter Welt alles möglich ist, das Wahrscheinliche und das Unwahrscheinliche, der Schmerz und die Lust, die Trauer und die Freude.

In der Druckfassung des „Taugenichts“ ist also die „schöne gnädige Frau“ nicht die Gräfin, sondern deren Kammerzofe, so daß der Hochzeit des unglücklich-glücklichen Taugenichts nichts mehr im Weg steht. Nun aber, da er die Liebe gefunden hat, fügen sich ihm alle Dinge des Lebens, der bürgerliche Beruf und das freie Studentenleben zu einem glückhaften Dasein zusammen:

„O', rief ich voller Freuden, ,englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! Und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehen die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier.' – Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf – und es war alles, alles gut!“

Vermutlich hat Theodor Fontane recht: „Kein andres Volk hat solch Buch.“ Doch ob der Taugenichts tatsächlich, wie er meinte und wie Thomas Mann (1916/1918) mit nationalistischem Anhauch wiederholte, „nicht mehr und nicht weniger als eine Verkörperung des deutschen Gemüts (ist), die liebenswürdige Type nicht eines Standes bloß, sondern einer ganzen Nation“, ist fraglich. Der Typus des freien Poeten ist eher getroffen als der des „deutschen Gemüts“, das seit Fontanes und Manns Zeiten denn doch in Verruf geraten ist. Eichendorff hat den tragischen Ton der Liebe in deutscher Poesie mutig durchbrochen, hat sich zum Liebesglück statt zum Liebesschmerz bekannt, den Gesang der Lerche gepriesen statt den der Nachtigall.

Er hat gleichwohl den tragischen Grundton deutscher Literatur respektiert und sich in der Revolutionserzählung „Das Schloß Dürande“ (1836) selbst darin geübt. Doch der Grundton seines Dichtens ist anders: dankbar für alles, was er in einem zurückgezogenen und stillen Leben erfahren hat, dankbar auch für den Schmerz, der unweigerlich zum Leben gehört. Mit schlesischem Reim hat er 1839 deshalb Dank gesagt, daß ihn der vom Herzen unbewachte Glanz der Welt nicht blenden konnte:

Mein Gott, dir sag' ich Dank,
Daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel
In Morgenrot getaucht und Klang,
Und auf des Lebens Gipfel,
Bevor der Tag geendet,
Vom Herzen unbewacht
Den falschen Glanz gewendet,
Daß ich nicht taumle ruhmgeblendet,
Da nun herein die Nacht
Dunkelt in ernster Pracht.

Einen bescheidenen Dichter hat Hermann Hesse Joseph von Eichendorff genannt und vermutlich recht, wenn er meinte, dieser Dichter sei „ganz ohne Lärm zu jener Unsterblichkeit eingegangen, an welcher keine Kritik mehr rütteln kann“.

LITERATUR

Die Texte Joseph von Eichendorffs werden zitiert nach der folgenden (seit 2007 auch im Taschenbuch verfügbaren) Ausgabe: J. von Eichendorff, Werke in sechs Bänden, hg. v. W. Frühwald, B. Schillbach u. H. Schultz (Frankfurt 1985–1993). – Zitiert werden folgende Studien: Th. W. Adorno, Zum Gedächtnis Eichendorffs, in: Noten zur Literatur I. (Frankfurt 1956) 105–142; E. Busse, Die Eichendorff-Rezeption im Kunstlied. Versuch einer Typologie anhand von Kompositionen Schumanns, Wolfs und Pfitzners (Würzburg 1975); J. von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit einem Kommentar von P. Höfle (Frankfurt 2007); W. Frühwald, Eichendorff-Chronik. Daten zu Leben und Werk (München 1977); W. Frühwald u. F. Heiduk, Joseph von Eichendorff. Leben und Werk in Texten und Bildern (Frankfurt 1988); C. ter Haar, Joseph von Eichendorff „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Text, Materialien, Kommentar (München 1977); H. Neubach, Schlesischer katholischer Adel in der Verwaltung – zugleich ein Beitrag zur Parität in Preußen, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte 64 (2006) 155–190; W. Schlesinger, Die deutschen Territorien. Der Osten, in: B. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 2: Von der Reformation bis zum Ende des Absolutismus 16. bis 18. Jahrhundert, hg. v. H. Grundmann (Stuttgart 1955) 587; D. Stutzer, Die Güter der Herren von Eichendorff in Oberschlesien und Mähren (Würzburg 1974). – Für freundliche Hinweise auf die Probleme der preußischen Parität danke ich Franz Heiduk (Würzburg).